

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 111.

Samstag, 2. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

Copyright 1930 by Karl Köhler u. Ko., Bln.-Zehlendorf.

1.
An dem Tage, an dem eine der seltsamsten Pokerpartien, die jemals stattfanden, zu Ende gespielt wurde, stand die Sonne schon recht tief, und der erste kühle Abendwind huschte über die Terrassen des Carlton-Klubs in Monte-Carlo, aber auf den Tennisplätzen herrschte noch reger Betrieb. Denn in wenigen Tagen begann das große Turnier, und da hieß es fertig sein auf die Minute. Auf einem der letzten Plätze trainierte der frühere Weltmeister Norman Brooks, und vorn an der Rampe dicht neben der Gartenpromenade hatten die Damen ihr Heerlager aufgeschlagen, und es ging heiß her, denn die meisten von ihnen waren jung und schnell, und es sah reizend aus, wenn diese leichten, eleganten Gestalten auf den roten Plätzen die kleinen weißen Bälle über die Netze segelten.

Im Klubhaus hatte man sämtliche Fenster der Veranda aufgerissen, während die Diener beschäftigt waren, die Tische für den Abend zu decken und eine Musikkapelle leise ihre Instrumente stimmte. Die herrlich ausgestatteten Räume, die trotz ihrer Größe einen behaglichen Eindruck machten, waren stets gut besucht, und auch heute konnte man, nach der Zahl der gedeckten Tische, die zum Teil bis auf die Tanzfläche geschoben waren, zu urteilen, wieder auf ein volles Haus schließen. Das Spielkasino, das einige Straßen weiter entfernt lag, hatte schon lange für diese exklusive Gesellschaft an Reiz eingebüßt, seitdem sich an den Roulettetischen weniger angenehme Elemente breit machten und seitdem der Carlton-Klub im neuen Anbau einige Zimmer für Poker und Bac zur Verfügung gestellt hatte. In einem der ersten Tische im Wintergarten hatte eine Reihe von Personen sehr frühzeitig Platz genommen.

Die Musik begann jetzt mit den ersten weichen Tönen eines amerikanischen Song, und ein Regentbariton, dessen spitze geöffnete breite Lippen den Ton erst aufzuheben schienen, den sie später zum Liebesformten, sang das wehmütige „Die Sonne sank im Westen“.

„Ein furchtbarer Blödsinn“, sagte der dicke Rabino-witsch mitten in die feierliche Stille.

„Warum?“, fragte Mr. Edding.

„Na, haben Sie mal die Sonne im Osten untergehen sehen?“

„Vielleicht ist das in Amerika möglich“, meinte Herr von Wangenheim. „In Amerika ist alles möglich. Aber das spielt hierbei keine Rolle. Sie haben gar kein Verständnis für Stimmungen, lieber Rabino-witsch, bei Ihnen in Rußland...“

„Erstens bin ich Pole, nicht Russe“, lachte der dicke Rechtsanwalt aus Warschau, „zweitens liegen mir Stimmungen sehr, aber Regergesang war nie mein faibles.“

Mr. Edding fiel ihm ins Wort.

„Solche Lieder sollte man bei einem Wettkampf spielen.“

„Was für Lieder? Und bei was für einem Wettkampf?“

„Nun solche schwermütigen Sachen. Natürlich bei einem Tennismatch.“

„Ist das einer Ihrer beliebten Scherze?“

Wangenheim machte ein ungläubiges Gesicht.

„Nein, lieber Baron, ich spreche im Ernst. Gerade der Gegensatz zwischen dem harten Wettstreit und der weichen Linie dieser Musik würde die Spieler zu erhöhten Leistungen anspornen.“

„Für mein Gefühl wird heutzutage schon hart genug gespielt, selbst die Damen bestehen nur mehr aus Haut und Muskeln.“

„Womit wir endlich wieder bei unserem beliebten Thema angelangt wären“, stellte Stanley Green fest, ein breitschultriger, braungebrannter Mann von etwas mehr als 40 Jahren, der früher in Südafrika, wo er in der Nähe von Bloemfontein eine Farm besaß, mehrfach in Turnieren gespielt hatte, bis er sich bei einem Sturz vom Pferd das rechte Handgelenk brach. Seitdem nahm er kein Rackett mehr in die Hand.

„Jaja“

Herr von Wangenheim blickte auf die Plätze, wo die meisten Spieler ihre Sachen packten, weil die Sonne schon zur Hälfte von den Wellen verschlungen war und das Licht nur noch die Augen verbarb und kein Distanzieren mehr erlaubte.

„Jaja, dieses Turnier hält uns alle in seinem Bann. Ich bin nur gespannt, wie weit sich Cool und Domscheid eingespült haben.“

Wangenheim war selber um die Jahrhundertwende einer der gefürchtesten Rekspieler in allen Doppelspielen gewesen und hatte für Deutschlands Karben manchen schönen Sieg erstritten. Heute mit seinen 60 Jahren lag seine Tennigarbitur längst in der Schublade, aber ihn interessierte natürlich der Werdegang aller Landsleute auf den Entoutcas-Plätzen, und Stefan Domscheid war immerhin eine deutsche Hoffnung, wenn er auch mit seinen 28 Jahren nicht mehr zu den Jüngsten zählte.

„Wie kommen eigentlich die beiden zusammen?“, fragte Mr. Edding.

„Auf ganz natürliche Art. Sie haben sich angefreundet.“

„Wie ich höre“, sagte Mr. Glen, „soll sich Cool für Fräulein Domscheid interessieren!“

„Ich könnte auch diese Art der Annäherung nicht für unnatürlich halten“, erwiderte Wangenheim mit feinem Lächeln, ohne auf die Frage selbst einzugehen.

„Tarafi hat mir übrigens die Ankunft seines Freundes Chaima angekündigt, von dessen Künsten er Wunderdinge erzählt.“

„Nebenbei, da wir gerade von Tarafi sprechen. Wer hat den Inder eigentlich in den Klub eingeführt?“

„Ich glaube Mr. Glen“, sagte Rabinowitsch.

„Irrtum“, wehrte der Afrikaner ab. „Ich habe Tarafi erst im Klub kennengelernt. — Da kommt er übrigens.“

Tarafi war in Monte Carlo weiter keine auffallende Erscheinung. Hier war man gewohnt, alle Völker, Rassen, Nationen der Erde zu sehen, und indische Fürsten — jeder Inder ist in Monte Carlo mehr oder weniger ein Fürst — hatte es zu manchen Jahreszeiten direkt geregnet. Wenn Tarafi überhaupt etwas Auf-

fallendes an sich hatte, so war es weniger die geschmackvolle Art, mit der er ausschließlich europäische Kleidung trug, sondern die Tatsache, daß er in jedem Zoll eben ein Inder sein und bleiben wollte. Er sprach wenig, fast garnicht, verstand es aber sich ebenso gut englisch wie französisch zu unterhalten und besaß eine enorme Geschicklichkeit darin, keinen Menschen in seine privaten Verhältnisse Einblick nehmen zu lassen. Wenn von ihm gesprochen wurde, hieß es immer: „er soll!“ Er sollte sehr reich und der Sohn eines regierenden Nachschahs sein, er sollte einmal mit einer Europäerin verheiratet gewesen sein, er sollte dies und er sollte jenes, aber Bestimmtes wußte man nicht von ihm, als daß er seit Wochen eine der teuersten Villen in ganz Monaco gemietet und den Zins im voraus bezahlt hatte. Man wußte, daß er einen faszinierenden, weißen Rolls Royce und einen ebenso weißen Bussard besaß, den er täglich selbst fütterte, man wußte, daß er drei Diener und einen Koch mitgebracht hatte, daß er mit großer Leidenschaft und ebensolchem Beschuß Poker spielte und immer dann lachte, wenn jemand bei der Erzählung eines Wizes gerade mit der Pointe herauskommen wollte.

Der Inder, klein und zierlich von Gestalt, und immer nach der neuesten Mode gekleidet — er war ein leidenschaftlicher Verehrer des Prince of Wales und machte jede Modetorheit mit — ging nie ohne einen seiner Diener aus, von denen einer größer war als der andere und die sich neben ihrem Herrn ausnahmen wie Pat neben einem eleganten schlanken Patashon. Taraji war bereits im Smotting und erinnerte dadurch die anderen daran, daß es Zeit sei, sich umzukleiden. Man brach also auf, und der Inder, der mit kurzer Gebärde nach allen Seiten gegrüßt hatte, nahm an einem Tische Platz, der durch eine Karte als für ihn reserviert gekennzeichnet war.

Er blieb nicht lange allein, denn als Eliza Domscheid den Saal betrat, stand er schneller, als das sonst seine Gewohnheit war, auf, ging ihr entgegen und geleitete sie zu seinem Tisch.

„Es ist wirklich sehr liebenswürdig von Ihnen, Fürst, sich so um uns zu bemühen,“ sagte Eliza. „Mein Bruder wird bald erscheinen.“

„Und Mr. Cook?“

„Natürlich auch. Die beiden sind ja unzertrennlich. Sie müssen sich nur noch umkleiden. Aber einen hübschen Tisch haben Sie ausgesucht, von dem man alles übersehen kann und der an keinem Gang steht, wo einem die Kellner dauernd stören.“

„Ich bin erfreut, Ihren Geschmack getroffen zu haben, aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich ganz selbstlos handele. Vielmehr möchte ich Ihren Herrn Bruder und Mr. Cook näher kennenlernen, um Mr. Chaima ihre Charaktereigenschaften mitteilen zu können.“

„Wer ist Chaima?“

„Ein Tennisspieler.“

„Ein Inder?“

„Ganz recht, einer meiner Landsleute.“

„Ach, und der soll Cook schlagen oder Stefan? Durchlaucht, ich glaube, Sie machen sich schlechter als Sie sind.“ — „Sie halten mich also für einen guten Menschen?“

Seine Augen brannten den ihren entgegen. Eliza erschrak. Deshalb also hatte er sie eingeladen. Er begehrt sie, oder liebte er sie. Ein Schauer lief über ihren Körper, doch sie empfand ihn nicht unangenehm. Ein wenig schmeichelte es ihrer Eitelkeit, daß ein Fürst sich um sie bewarb. Dann sah sie ihn fest an. Seine Augen sprachen von großer Leidenschaft, aber es schienen glühende Augen, in die sie blickte. Oder sollte sie sich täuschen? Eliza war noch jung, eben 22 Jahre geworden, und diese indischen Fürsten waren seltsame Leute. Taraji hatte eine so angenehme, einschmeichelnde Art, sich unauffällig in den Vordergrund zu drängen, aber Eliza war doch nicht mehr jung genug, um nicht die Gefahr zu wittern, in der sie sich befand, wenn sie diese Art angenehm empfand. Sie wurde sich nicht klar

darüber, daß sie schon auf dem besten Wege war, der Gefahr zu erliegen, sobald sie mit sich selber darüber diskutierte.

2.

Die Säle füllten sich schnell, die Tische reichten nicht aus, all die vielen eleganten und fröhlichen Menschen unterzubringen, und der Geschäftsführer hatte gemeinsam mit dem Klubleiter und dem Oberkellner alle Hände voll zu tun. Hiernächst zuletzt erschienen Cook und Domscheid, die nicht im Klub, sondern im Hotel de Rome wohnten. Cook war der Typ des eleganten jungen Mannes unserer Tage. Groß, schlant, breitschultrig, stand er auf gutgebaute, sehnigen Beinen und wußte sich zu bewegen. Seine stark zurückgekämmten Haare gaben dem schmalen Kopf mit den beweglichen Augen etwas Verwegenes, aber Cook, der wußte, daß er gut aussah und von vielen für einen Schwerenöter gehalten wurde, war im Grunde gar nicht verwegen, eher das Gegenteil. Auch beim Tennis blieb er lieber an der Grundlinie, während Domscheid als stürmischer Draufgänger bekannt und gefürchtet war.

Eliza war froh, als die beiden Herren erschienen, denn im Saal war es schon allgemein aufgefallen, daß sie am Tisch des Inders Platz genommen hatte.

„Paß auf,“ sagte Stefan zu Cook, ehe sie sich hinsetzten, „Taraji will was von uns.“

Aber er irrte sich, wenn er annahm, der Inder werde so ungeschickt sein, jetzt schon seine Karten aufzudecken. Vielmehr spielte Taraji mit großem Geschick und seltener Liebenswürdigkeit den Wirt und ließ aufsfahren, was Küche und Keller hergeben wollten.

„Leider müssen wir uns diese sicher sehr guten, aber schweren Weine versagen,“ sagte Billi Cook und goß sich nur wenige Tropfen Mosel in das Selterwasser. „Wie Sie wissen, liegen wir im Training, und da ist Alkohol Gift.“

„Ich weiß das nicht nur, ich habe heute sogar zugehört, als Sie spielten. Sie haben sich wirklich schon ausgezeichnet eingearbeitet.“

„Denke dir, Stefan, Durchlaucht hat gebeten, mich morgen mit zum Rennen nach Nizza mitnehmen zu dürfen. Hast du etwas dagegen?“ — „Selbst wenn ich etwas dagegen hätte, würdest du dich wahrscheinlich nicht danach richten.“

„Oh, ich bin eine sehr folgsame Schwester, das wirst du nicht ableugnen können.“

„Nein, nein,“ lachte Stefan, „und deshalb habe ich auch nichts dagegen.“

Taraji machte eine kurze Verbeugung und hob das Glas, aber er trank nicht Domscheid, sondern Eliza zu, die ein wenig verwirrt mit ihm anstieß und sich seinen Augen zu entziehen suchte. Stefan wollte rasch einen Blick mit Billi wechseln, aber er sah nur, wie der unendlich traurig zu dem Paar hinüber schaute, während seine Hand nervös auf dem Tischtuch zitterte.

Dann riß sie alle die Musik wieder aus ihren kurzen Träumen. Nur Stefan dachte: da muß man aufpassen. Im übrigen galt sein Interesse seit einiger Zeit einem Tisch im Nebentraum, wo Gladys Turner mit Norman Brooks und Stanley Glen saß. Die beiden Herren kannten sich schon viele Jahre und hatten als Farmer — Brooks war in Australien ansässig — manche gemeinsamen Interessen. Gladys Turner durfte mit Recht als eine der auffallendsten Erscheinungen an der Riviera gelten. Sie stammte aus Schweden und verleugnete den Typ der hochblonden, schlanken, sportgestählten Skandinavierin in keiner Weise. Ihr Mann, der bekannte kanadische Rennfahrer William Turner, mit dem sie nur wenige Jahre verheiratet gewesen, war auf der Brooklandsbahn zu Tode gestürzt. Die Ehe sollte sehr glücklich gewesen sein, jedenfalls machte Mrs. Turner, die schon längere Zeit ein bekannter Gast in allen eleganten Badeorten der Welt war, keinerlei Anstalten, sich wieder zu verheiraten, obwohl sie genügend Gelegenheiten dazu gehabt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Wanderer.

Mein Leben hab' ich verwandert
Durch Sonnenschein und Nacht.
Die langen, langen Straßen,
Die haben mich grau gemacht.

Ich weiß nichts mehr von den Sternen,
Bom Monde, der mit mir geht.
Die langen, langen Straßen,
Die haben mein Herz verweht.

Oft stehe ich still und lausche —
Rief mich ein kleines Glück?
Die langen, langen Straßen,
Die lassen mich nicht zurück.

Nur manchmal sit' ich an Türen
Im armen Sonnenschein.
Da singen die lustigen Kinder
Um mich einen Ringelreihn.

Und ziehen mich wild am Rode
Und lachen mit Augen klar,
Und streicheln mit leisen Fingern
Wohl über mein graues Haar.

Das macht mich auf einmal so selig,
Ich möchte in Lieder verwehn.
Das ist, als ob zärtliche Bogen
Über zersprungene Geigen gehn.

Max Jungnickel.

Frühlingsstimmen.

Von M. A. v. Lützendorff (München).

Laut und leise, lieblich und kraftvoll jubeln ungezählte Vogelstimmen durch die frühlingsgrüne Natur. Ein Massenlied im harmonischen Zusammenklang der Stimmen und doch geschieden in so vielfältig verschiedene Einzelgesänge, daß sie das Ohr kaum fassen kann. Da ein leises Veden, kaum vernehmbar, dort ein flötender Kunstgesang von besaubernder Klangschönheit. Dann wieder schurrt, klappert und knarrt es, tönen gellende oder sanfte Pfiffe oder Laute, die schwirren und flirren. Aber alle, wie sie auch klingen, sind Frühlingsstimmen, die schönsten, die uns die Natur hören läßt.

Jede Vogelstimme zeigt uns um diese Zeit den Gipfel ihrer Kraft, und keine ist unter ihnen, die nicht ihre Eigenart hätte. Ja, selbst am Hahnschrei läßt sich manche hübsche Beobachtung machen. Kräht doch, wie es sich im Verlauf von vergleichenden Untersuchungen herausstellte, der Hahn der deutschen Hühnerrassen viel klangschöner als etwa der englische. Der Anfang des Hahnschreies wird gewöhnlich in nur ausgeführt, und zwar oft als Dreiklang, während dem lang angehaltenen Endruf mitunter eine kleine, kunstreiche Schleife angehängt wird, die dann, etwas tiefer abklingend, zum Schluß führt. Was aber dem Hahnenruf das besonders Kennzeichnende verleiht, ist sein Sechschachteltakt. Es gibt als sehr seltene Ausnahmen zwar auch Dähne, die im Zwei- oder Vierteltakt trahen; aber dieser Hahnenruf klingt dann so sonderbar, daß die Dähne selbst ihn nur ungern beantwortet. Auch in den zwei lieblichen Vortönen des Rudakrucks liegt der altvertraute Klang nur im genau eingehaltenen Vierteltakt und in der starken Betonung der zweiten Pausen. Wenig bekannt, aber reizvoll zu beobachten ist es, daß der Rudak zur Zeit seines Liebesfrühlings seinem Ruf oft eine leise, fast tonlos klingende Vorstrophe vorangehen läßt, wie er ferner zu den wenigen Vögeln zählt, bei denen auch die Weibchen ihre Stimmen hören lassen. Hat nämlich ein Rudakweibchen den Ehegatten verloren, so versucht es, sich mit leisen, flüsternden Lauten bemerkbar zu machen, was immer ein paar neue Freier anlockt. Sonst sind die Vogelweibchen aber ganz und gar nicht sangeslustig, und es ist bei den Kanarien, den Rotkehlchen, Lerchen, Grasmüden und Gimpeln, den wenigen Vögeln, bei denen man es beobachtet, eigentlich nur eine Ausnahme, wenn die Weibchen die Lieder der Männchen mit leisen, zwischenden Lauten beantworten. Bisweilen kommt es auch beim Graupfecht vor, daß die Weibchen zarte Singtöne vernehmen lassen, so daß man dann sogar kleine Duette von den Pärchen hört; aber das sind seltene Fälle.

Wie unendlich mannigfaltig und seltsam Vogelstimmen klingen können, lernt aber erst der kennen, der die Tropen bereist. Mehrstrophige Kunstgesänge, wie sie bei uns Singdrossel, Amstel, Nachtigall und Sprosser ausführen, mit rhythmisch und harmonisch gegliederten Tonfolgen und vielfach wechselnder Klangstärke, hört man im tropischen Urwald freilich nicht, aber dafür eine solche Fülle verschiedener

Stimmklänge, daß selbst das geschulte Ohr sie nur schwer an Vogelstimmen erkennt. Da haust im australischen Busch ein Vogel, der wild und heiser lacht, merkwürdigerweise besonders dann, wenn er steht, daß einem Menschen etwas Unangenehmes zustößt, weshalb denn auch der „lachende Gelf“, wie man den Spötter nennt, bei den Eingeborenen nicht sehr beliebt ist. Der australische Stodvögel läßt dagegen einen Ruf ertönen, der, wie der Zoologe Purley angibt, einer der seltsamsten Vogelrufe der Erde ist, weil er genau so wie das laute Knallen einer Peitsche klingt, während die in Queensland einheimischen Apostelvögel — sie heißen so, weil sie gewöhnlich zu zwölft zusammenfliegen — leise und traurig pfeifen, daß es sich anhört wie Flötentöne aus der Ferne. Brasilien besitzt wieder ganz andere Stimmklänge. So die „Seele der Kake“, einen elsterähnlichen Vogel, der miaut, dann ein paar „Schmiede“, deren Stimmen so klingen, als ob man einen eisernen Hammer stark auf eine Schiene aufschlägt, was indes manchen Menschen so gut gefällt, daß sie die Schmiede gern als Singvögel im Käfig halten. Auch die Stimmen der mit den Schmieden verwandten „Scherenschleifer“ lassen an Eigenart nichts zu wünschen übrig, da ihr Ruf laut und getreu das Geräusch raschen Scherenschleifens nachahmt. Im argentinischen Gran Chaco ruft der Schlangenschorsch unermüdlich Tonleitern, worin ihn aber der brasilianische Schreivogel noch übertrumpft, weil er sogar die chromatische Tonleiter und noch dazu mehrere Oktaven hindurch pfeift. Eine ganz besondere Bedeutung besitzt jedoch der Ruf des afrikanischen Honigsuckers. Nicht daß es irgendwie schön klinge, wenn er zu schnarren anfängt; aber wenn die Neger durch den Buschwald wandern und der Honigsucker schnarrt, hören und sehen sie nichts anderes mehr als den kleinen, grauen Vogel. Denn sie wissen, daß er sie zu einem honiggefüllten Nest wilder Bienen führen wird; und tatsächlich fliegt der Vogel von Baum zu Baum, wartet, daß man ihm nachfolgt, fliegt dann wieder weiter und hält endlich da, wo die Bienen nisten. Die Eingeborenen Boliviens haben einen ähnlichen Wegweiser in ihrem Kautschukvogel, der „Chu-chu-chu“ ruft, wenn er in die Nähe von Kautschukbäumen kommt.

Mit dem Gesang unserer einheimischen geliebten Freunde können sich also die Stimmen der Tropenvögel sicher nicht messen, aber inmitten des so seltsam klingenden „Konzertes“ kann man bisweilen doch auch einmal ein hübsches kleines Vogellied hören. So zum Beispiel in Brasilien die Stimmen einiger Drosselarten und im australischen Buschland den Gesang eines Neuntöters, der so lieblich klingt, daß jeder ihm gerne zuhört.

Unter den vielen Vogelarten, welche die Erde beleben, gibt es nun auch einige ganz besonders wunderliche Käuze, die Spottvögel nämlich, die sich statt mit den eigenen lieber mit fremden Stimmen hören lassen. Auch unser Star und der Eichelhäher sind geschickte Nachahmungskünstler; aber von der nordamerikanischen Spottdrossel werden sie weit überflügelt, denn dieser sonderbare Vogel kann wie ein Kanarienhahn rollen, gleich einer Krähe krächzen oder wie eine Eule schnarren. Doch auch diese Stimmkünstlerin findet ihren Meister, und zwar im Vogel Bos, der auf den malaiischen Inseln heimisch ist, zu den Starren gehört und einfach alles nachahmt, was er hört. Er gackert wie die Henne, kräht wie der Hahn, pfeift wie der Mensch, ja, er lernt auch — so beobachtete Dr. Carthaus auf Java — sich genau so zu räuspern und so zu husteln, wie sein Herr. Wenn der Vogel einen Menschen lachen, niesen, gähnen oder auspuddeln hört, bemüht er sich mit Erfolg, diese Töne nachzuahmen. Daß man diesen kleinen Künstler auch sprechen lehren kann, versteht sich von selbst, und darin übertrifft er denn wirklich den gelehrigsten Papagei, weil er Worte nicht nur leicht lernt, sondern sich auch — übt, sie zu behalten und auszusprechen, eine Erscheinung, die unter allen Vögeln einzig dasteht. Er wäre aber nicht der talentvollste aller Stimmbegabten Vögel, wenn er nicht auch singen könnte. Er wiederholt Melodien, die man ihm vorsingt, so richtig, daß man sie sogleich wiedererkennt. Und sogar ebenso wie der Mensch mit den Sätzen „Ja, ja, ja“.

Millionäre können sich kein Auto leisten.

Beute, die nichts von ihren Millionen haben. — Wie man Schwiegersohn des Königs von England wird.

Von S. Paske-London.

Beim Lesen der großen Londoner Blätter fällt dem Deutschen eine Eigenheit auf, die er von zu Hause nicht kennt: die regelmäßige Veröffentlichung des Wertes der Hinterlassenschaft unlängst Verstorbener, sofern diese, sei es auch nur durch ihr Geld, eine irgendwie hervorragende Rolle gespielt haben. Und prüft man diese Aufstellungen näher, so ist man erstaunt über den Reichtum, der sich in England

findet, ohne daß er irgendwie auffallend in Erscheinung tritt.

Das britische Weltreich birgt weit mehr Millionäre als z. B. die Vereinigten Staaten, denen man sonst allgemein den ersten Platz in dieser Beziehung zubilligt, hauptsächlich wohl deshalb, weil man es „drüben“ liebt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf seinen großen Geldbeutel zu lenken. Ganz im Gegensatz dazu gibt es in Großbritannien viele schwerreiche Leute, denen man nie zutrauen würde, daß sie über ein beneidenswertes Bankkonto verfügen. Von einigen derselben berichtete kürzlich in einem großen hiesigen Sonntagsblatt ein Vertreter der Großfinanz, der im Laufe der Zeit mit verschiedenen Millionären, die sich durch allerlei sonderbare Taten auszeichnen, zu tun gehabt hat.

Eins der seltsamsten Originale war danach der vor einigen Jahren verstorbene Lord Clanricarde, der glückliche Besitzer eines Vermögens von etwa 40 Millionen M. Der edle Lord ließ in einem Aufzuge herum, daß man sich schämen mußte, sich in seiner Gesellschaft zu zeigen. Obgleich er zahlreiche prächtige Schlösser und Landställe besaß, lebte er für gewöhnlich in London in einer kleinen Seitenstraße, „Albano“, in Piccadilly, die einer uralten Überlieferung gemäß nur Junggesellen vorbehalten ist. Sein Rang und seine Herkunft öffneten ihm natürlich die Türen der vornehmsten Klubs. Sein zweites Frühstück pflegte Clanricarde im höchst exklusiven St. James-Club zu nehmen, wo er in seinem schabigen, ja schmutzigen Anzuge, unrasiert und kaum gewaschen, einen eigenartigen Gegensatz zu den übrigen vornehmen Herren bildete. Er bestellte nie etwas anderes als eine Tasse Kaffee, wozu er einige mitgebrachte Schinkenbrötchen und zum Schluß eine Banane verzehrte, die er in den Kaffee stückelte um sie dann vernehmlich schmakend mit Genuß zu verzehren.

Ungeachtet seines eigenartigen Lebenswandels vollbrachte dieser Sonderling wenigstens mit seinem letzten Willen noch eine vernünftige Tat. Kurz vor seinem Tode traf er zufällig auf der Straße einen ihm durch einen Scheitfel Erbsen verwandten jungen Offizier, den er seit Jahren nicht gesehen hatte. Der junge Mann gefiel dem Lord so ausnehmend, daß der alte Herr ihn alsbald zum alleinigen Erben einsetzte. Als Clanricarde bald danach starb, sah der zwar den ersten Familien des Landes angehörende, aber bis dahin durch seine Mittellosigkeit gehemmte Leutnant sich in der Lage, um die Hand der von ihm schon längst verehrten Prinzessin Mary anzubalten. Heute ist er der Schwiegersohn des Königs.

Ein Original war auch der britische Zutekönig Sir David Dale, der Hunderte von Millionen hinterließ. Er lebte so sparsam, daß er niemals eine Kraftdrose benutzte, sondern nur den Omnibus, weil dieser weniger kostete. — Und zur gleichen Sorte gehörte auch Herr Fox-Tibbits, der nicht heiratete, weil er sich den Luxus einer Frau nicht alaunbte leisten zu können. Wegen der hohen Hotel- und Eisenbahnpreise verließ er seine Vaterstadt auch nur, wenn es sich nicht vermeiden ließ, und lebte, da „seine tätlichen Mittel ihm nichts anderes gestatteten“, in einem einfachen Häuschen in Sheffield. Wie sich bei seinem Tode herausstellte, gehörte ihm nicht nur das ganze Stadtviertel, in dem dies Häuschen lag, sondern noch eine Anzahl der vornehmsten Straßen dazu. Alles nebst 25 Millionen M. in bar erbte seine alte, mit ihm entfernt verwandte Haushälterin.

Vom Harem zum Frauenklub.

Von Rosita Forbes.

der bekannten Forscherin und Weltfahrerin.

Für uns Europäer ist das Wort „Harem“ dem Worte Geheimnis sinverwandt. Wir stellen uns das Leben der verschleierte Frau wie das in den Märchen von 1001 Nacht oder wie das in einem Käfig voll gefangener Tiere vor.

Ein Frauenklub aber ist ein genügend moderner Begriff, um auf dem allgemeinen Programm, für das die Frauenbewegung noch arbeitet, zu stehen. Wir in England sind den Klubs nicht besonders gewogen. Wir betrachten sie als Aufenthaltsmöglichkeit für Bridgetspielen, Sport und gelegentliche Vektüre, nicht aber als zweites Heim, Volkshochschule oder politischen Sammelplatz.

Das männliche Element wurde aus dem Leben eines amerikanischen Vororts oder Stadtviertels beinahe gänzlich ausgestoßen. Die Männer gehen zu ihren verschiedenen Beschäftigungen frühzeitig fort. Wenn sie nachts zurückkommen, so ist ihre einzige Aufgabe die, zu Bett zu gehen, um Kräfte für die Arbeit des nächsten Tages zu sammeln. Ihre Frauen sind die Woche hindurch geschäftig, und während des Sonntags volltöwen.

Folglich gibt es in Amerika einen sehr bestimmten weiblichen Standpunkt, der sich in den Klubs herausgebildet hat und durch den Mangel an männlicher Gesellschaft begünstigt wird. Er wirkt auch auf die Bundes- und Staatsgesetzgebung ein und spielte bei den letzten Präsidentenwahlen eine große Rolle. In England gehören die Frauen meistens den Parteien ihrer Männer oder ihren eigenen an; in den Vereinigten Staaten aber sind sie eine große weibliche Organisation, die sich der Politik bedient, um die Ziele ihrer Vereinigung zu sichern.

Hierin verhält sich der Klub mit dem Harem, denn die orientalische Frau, der, wie ihrer mitteleuropäischen Schwester männliche Gesellschaft versagt ist, hat ihre Anschauung nur durch das Zusammenleben mit ihrem eigenen Geschlecht gebildet.

Das Wort „Harem“ bedeutet einfach „verboten“ und bezieht sich auf das ganze orientalische Haus, das den Männern außer dem Schlafst, einer Art Empfangsraum in der Nähe der Eingangstür, verboten ist. In den kultivierten Hauptstädten des Orients sind die Harems mit englischen Möbeln und französischen Kleidern ausgestattet. Die Frauen kennen ein halbes Duzend Sprachen, die Philosophie wie Literatur von ebenso vielen Ländern sind ihnen geläufig; von frühester Kindheit auf werden sie von ihrem eigenen Geschlecht, in der gemeinschaftlichen Form zu denken, erzogen.

Der von Lenin geprägte Kommunismus besteht nur in Klöstern, wo der Gebrauch des besitzanzeigenden persönlichen Fürworts so beschränkt ist, daß der Mönch nicht einmal das Kleid, das er trägt, als das seinige bezeichnen kann, und im Harem, wo die Durchschnittsorientalin da schläft, wo sie gerade sitzt, denn obgleich sie das ganze Haus mit ihren weiblichen Gefährtinnen teilt, hat sie doch keine eigene Ecke.

Die Orientalin, ob sie nun die primitive arabische Weltbewohnerin, die durch Arbeit vorzeitig altert, oder die verwöhnte Lieblingsfrau eines marokkanischen Paschas ist, hat es gelernt, sich in allem auf ihr eigenes Geschlecht zu verlassen, eine Ausnahme bildet die flüchtige Liebe, welche die Heirat ihr vielleicht bringt — in den großen nordafrikanischen Harems leben Dutzende von Frauen, die ihren Herrn und Gebieter nie gesehen haben.

Infolgedessen sind alle orientalischen Frauen durch ein stillschweigendes Bündnis verknüpft, einer Angriffs- und Verteidigungsfront ähnlich, die kein männlicher Vorstoß durchbrechen kann. Darauf ist eine Volksmeinung aufgebaut, die stark genug war, Aman Allah zu stützen und Rustapha Kemal zum Diktator zu erheben.

Die orientalische Staatskunst wurde im Harem geboren, und jedesmal, wenn ein morgenländisches Reich von einer starken Bewegung erschüttert wird, so völegen die Frauen eine Rolle darin zu spielen.

Syrien besaß eine Kazed el Abed, die trotz ihres schwarzen Doppelschleiers eine Zeitschrift herausgab, Schulen und Waisenhäuser einrichtete und Patrioten oder Revolutionäre (diese Begriffe sind hinter den Karpathen sinverwandt) beschirmte.

Die weltberühmte Halida Hanem Edib war eine Ärtin, sie war Mitglied des Union- und Fortschrittsausschusses, der gegen den Sultan Abdul Hamid arbeitete, und erste Ministerin für Erziehung unter dem Ghazi. Diese beiden Frauen waren genau so mächtig wie die weiblichen Führerinnen in Amerika, denn sie wurden nicht durch eine politische Partei, sondern durch die öffentliche Meinung ihres Geschlechts geführt.

Das Seltsame dabei ist, daß diese Meinung nur in den Ländern besteht, wo die Frauen ein eigenes Leben führen, in dem die Männer keine große Rolle spielen.

In Mittelamerika ist die Frauenbewegung sehr stark und auch puritanisch. In der Alt-Türkei waren die Frauen die Macht hinter dem Thron, doch jetzt scheint diese sich zu verlieren. Seitdem sich Männer und Frauen auf den Straßen und Häusern von Istanbul frei begegnen können, bringt die männliche Anschauung in die früher so unüberwindliche Feste des Harems ein.

Die ottomanische Frauenrechtlerin ist gleich der Amerikanerin an ihre Erziehung gebunden. Doch sie ist nicht mehr in der Tradition verwurzelt. Sie beginnt für sich selbst zu denken, und das ist die vernichtendste der politischen Angelegenheiten, denn das Individuum hat in der mechanisierten modernen Welt sehr wenig Macht.

Solange die Orientalinnen mehr weiblich als individuell denken, werden sie den gleichen Einfluß wie amerikanische Frauenklubs behalten.

Aphorismen.

Von H. Roser.

Die Menschen verlieren über der Jagd nach dem Geste so leicht ihre Seele; und wenn sie endlich ihr Ziel erreicht haben, sind sie innerlich bettelarm geworden.

Frage dich bei jeder Guttat, aus welchen Beweggründen sie geschieht, und du wirst nur noch wenige als solche preisen.